

LAURA DORN

Ein
Herzert
macht noch
keine Liebe

ROMAN

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, unter Verwendung eines Motivs von [shutterstock.com/Milan Kment](https://www.shutterstock.com/Milan_Kment)

Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal, nach einem Layout von Nina Schäfer

Lektorat: Uta Rupprecht

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2024

ISBN 978-3-7408-2209-5

Roman

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die Verlagsagentur Lianne Kolf, München.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Gewidmet meinen Kindern Lisa und Lorenz

Verpasste Gelegenheiten

Ich liebe das zarte Klirren edler Sektgläser, wenn sie, auf einem Tablett balanciert, diskret aneinanderschlagen. Es löst so ein feierliches Hochgefühl in mir aus. Verspricht prickelnde, überschäumende Freude. Erzählt mir vom Glück, nicht allein zu sein. Umso erhebender das Gefühl, wenn die Aufmerksamkeit der Runde auch noch mir ganz persönlich gilt, mir und meinem gelungenen Schaffen. Wie an jenem schicksalhaften Nachmittag.

Bloß dass der Zeitpunkt für ausgelassenes Feiern vielleicht doch ein wenig zu früh gewählt war.

»Was feiern wir denn Schönes, Mädels? Hab ich einen Geburtstag übersehen?« Nick stellte die Flasche Prosecco und die Gläser vor uns ab und zog sich einen Stuhl vom Nebentisch heran.

»Die Geburtsstunde eines literarischen Meisterwerks«, verkündete Caro und verteilte schon mal die Gläser.

»Charlie hat eine neue Romanidee«, erklärte Julika, weil Nick fragend eine Augenbraue hob – und ich bescheiden Löcher in den Boden starrte. Sie schob ihren Kuchenteller kurz zur Seite und zog sich meinen offenen Laptop heran. »Lass dir das auf der Zunge zergehen, Nick.« Sie schnalzte mit der ihren, bevor sie lustvoll loslegte. *»Es ist eine anerkannte feministische Wahrheit, dass eine Frau im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte nichts weniger dringend braucht als einen Mann. Eine Grundwahrheit, die sich auf alle Lebensbereiche ausdehnen lässt – auch jenseits der Verpartnerung. Eine Wahrheit, die sich durch mein vierzigjähriges Leben zieht wie geschmolzener Käse in einem Tasty-Kochvideo. Klingt doch vielversprechend, was?«* Julika klappte schmunzelnd meinen Laptop zu.

»Aha«, sagte Nick. »Ist das heutzutage nicht eh klar, dass eine Frau keinen Mann braucht?«

Ich fand meine Zeilen gleich nicht mehr so großartig wie noch vor wenigen Minuten, als ich sie den Freundinnen voll Stolz präsentiert – und damit den Anlass für fröhliches Feiern gegeben hatte. Männer überschätzten ihre Bedeutsamkeit maßlos, hatte ich erklärt. Und Mr. Right sei ein patriarchalischer Mythos. Reine Männerpropaganda. Und mit diesem Irrglauben wolle ich nun endgültig literarisch aufräumen.

»Worum soll's denn gehen in deinem neuen Roman, Charlie?«, hakte Nick nach.

»Kein Mann. Kein Problem«, kam Julika mir mit der Antwort zuvor. Ich hätte es schöner nicht sagen können.

»Na hör mal!«, entrüstete sich Nick.

Ups, der war ja auch ein Mann. Das vergaßen wir manchmal. Nicht bloß, weil er schwul war oder der Chef vom NaUnd, unserem absoluten Lieblingscafé. Er war einfach so ein positiver Kerl, der in jedem und allem das Gute sah.

»Ausnahmen bestätigen die Regel.« Caro klopfte ihm beschwichtigend auf die Schulter.

»Irgendwie kommt mir das außerdem bekannt vor.« Nick fuhr sich nachdenklich über seine Glatze. »Als ob ich das schon mal wo gelesen hätte.«

»Was? Einen Roman, der die Entbehrlichkeit von Männern thematisiert? Den müsste ich kennen.« Julika zog sich ihren Teller wieder heran und brach sich ein Stück vom Schokogugelhupf ab. »Köstlich!«, sagte sie und schleckte sich die Finger.

»Nein. Die anerkannte Wahrheit«, sagte Nick.

Scheiße! Ertappt! Ich hatte tatsächlich eine winzige Anleihe aus der Literatur genommen.

»Jane Austen. »Stolz und Vorurteil«, gab ich kleinlaut zu. »Ich hab den Anfang ein wenig adaptiert.«

»Kennt sowieso niemand.«

»Sag das nicht, Caro. Frauenliteratur aus dem 19. Jahrhundert ist gerade aus feministischer Sicht wieder topaktuell.«

»Und wenschon. Hast du halt von der Alten gemopst, die kann sich sowieso nicht mehr wehren. Kupfern doch eh alle voneinander ab, oder?«

Sie stibitzte ein Stückchen Kuchen von Julikas Teller und grinste. Die klopfte ihr prompt auf die Finger. »Bestell dir gefälligst selber einen! Und das mit dem Abkupfern. Das gilt vielleicht für Kochbuchautor:innen, aber doch nicht für Literatur.«

Tja. Was Kochbücher anging, brauchte man Julika nichts vorzumachen. Über zweihundert Exemplare standen bei ihr zu Hause im Regal. Böse Zungen behaupteten ja, sie hätte alle Rezepte daraus auch probiert, ihre neunzig Kilo Lebendgewicht seien der sichtbare Beweis dafür.

»Nur Kochbuchautor:innen? Dass ich nicht lache. Und was ist mit den ganzen Politiker:innen, hm? Die erschwindeln sich doch reihenweise ihre Dokortitel. Copy and paste. Zackzack. Oder wer sich's leisten kann, lässt schreiben, nicht wahr, Charlie?«

Wum! Das saß. Caros provokante Anspielung traf mich an einer wunden Stelle. Ich fand es ja selbst nicht gerade prickelnd, meinen Unterhalt mit Ghostwriting zu bestreiten. Sobald ich vom literarischen Schreiben leben konnte, wollte ich diesen Job sowieso an den Nagel hängen. Eigentlich lieber früher als später. Es klappte nur einfach nicht so schnell, wie ich mir das erhofft hatte.

»Lass sie in Frieden«, knurrte Julika. Sie machte sich immer noch Gewissensbisse, weil sie es war, die mir diesen Job bei der Agentur »Ich schreib deinen Text« vermittelt hatte. Nicht ahnend, dass ich dort vorwiegend wissenschaftliche Arbeiten für angehende oder bereits Studierende schreiben musste und nicht bloß harmlose Texte, wie zum Beispiel private Reden für andere Leute.

»Wollen wir trotzdem anstoßen?«, sagte Nick, der miese Stimmung hasste.

»Klar. Auf Charlies neuen literarischen Wurf über die

Bedeutungslosigkeit des Mannes. Ich bin sicher, der wird ein Hit.« Julika nahm die Flasche und schenkte die Gläser voll.

»Arbeitest du da etwa deine letzte Beziehung auf?« Nick hielt mir sein Glas zum Zuprosten hin und schaute mich mitfühlend an.

»Den entbehrlichen WhatsApp-Man?« Caro leckte genüsslich den Schaum von ihrem übersprudelnden Glas.

Grundgütiger! Die beiden ließen auch wirklich kein Fettöpfchen aus. Die Erinnerung an diese blamable Affäre trieb mir erneut die Schamesröte ins Gesicht. Bernd, dieser peinliche Fehltritt, hatte mich – eine vierzigjährige, emanzipierte Frau – per WhatsApp-Nachricht abserviert. In einem Anfall von Torschlusspanik hatte ich es probiert, über eine Internetplattform doch noch einen Partner mit Niveau für gemeinsame Stunden zu finden. Und Bernd schien mir die richtige Wahl. Er hatte gute Manieren und ein akzeptables Maß an Bildung. Seine Wohnung, in der ich auch das eine oder andere Mal übernachten durfte, war aufgeräumt. Er rauchte nicht, pinkelte im Sitzen und knirschte nachts nicht mit den Zähnen. Ich hatte den Eindruck, dass wir ein kongeniales Paar werden könnten. Doch von einem Tag auf den anderen blieben seine Einladungen zum Tête-à-Tête aus. Er ging nicht ans Telefon, wenn ich ihn anrief. Und schließlich kam diese finale Nachricht per WhatsApp:

Sorry, Charlotte, das wird nichts mit uns beiden. Du bist mir zu kopflastig und auch ein wenig zu anstrengend. Ich wünsche dir viel Glück für die Zukunft. Bernd.

Nicht dass die Botschaft an sich mir so an die Nieren gegangen wäre, obwohl ich mir echt nicht vorstellen konnte, warum er mich anstrengend fand. Egal. Es war vor allem die Art der Abfertigung, an der ich noch immer kiefelte.

»Ach, komm schon«, hatte mich Caro damals getröstet.

»Ein Typ hat dich ungut abserviert, okay. Aber das heißt doch noch lange nicht, dass alle Arschlöcher sind. Du solltest nicht gleich nach dem ersten Match aufgeben.«

Ich winkte entschieden ab. Und betrachtete die missglückte Affäre als Bestätigung meiner langjährigen Überzeugung, dass ich ohne Mann besser dran war. An die große Liebe glaubte ich seit der schmerzlichsten Enttäuschung meines Lebens sowieso nicht mehr. Mit gerade mal zweiundzwanzig Jahren hatte sie mich in die Knie gezwungen. Kein Wiederholungsbedarf, danke! Nur: Von meiner traumatischen Jugendliebe wussten selbst meine besten Freundinnen und Freunde nichts. Und das sollte auch so bleiben.

»Bernd? Zu flach für eine Romanfigur«, stieß ich hervor, vielleicht einen Deut zu aufgebracht. Julika warf mir einen prüfenden Blick zu. Verdammt! Wie kam ich da bloß ungeschoren wieder raus?

»Sorry. Ich wollte dir nicht zu nahe treten«, sagte Nick, der Einfühlsame. »Es wird sicher toll, dein neues Werk. Egal, worum es geht.« Er strich mir aufmunternd über den Arm. »Was ist eigentlich mit deinem schönen Liebesroman? Gibt es schon Neuigkeiten vom Verlag? Da wartest du doch schon eine Ewigkeit darauf.«

Ach, Nick! Das Ablenkungsmanöver war sicher gut gemeint, führte aber so was von in die falsche Richtung! Mein Liebesroman war von einem Erscheinungstermin so weit entfernt wie eine Genderdebatte in den sozialen Medien von einem wertschätzenden Diskurs.

»Mindestens ein halbes Jahr«, schätzte Julika.

»Sieben Monate«, korrigierte Caro. »Das war Ende Juli, das weiß ich genau. Da hab ich gerade mit Hannes Schluss gemacht.«

Keine Ahnung, wie Caro es schaffte, ihre gescheiterten Liebschaften so unaufgeregt wegzustecken. Das war im Sommer zwanzig-irgendwas ... Abgehakt. Ich versagte schon im ganz normalen Alltag kläglich, wenn es darum ging, Rück-

schläge hinzunehmen. Dazu zählte auch die Sache mit meinem von Nick erwähnten Liebesroman.

»Abgelehnt«, piepste ich und schüttete meinen Prosecco ex hinunter, ohne mit den anderen angestoßen zu haben.

»Was? Seit wann weißt du das?« Nick stellte enttäuscht sein Sektglas ab.

»Seit zwei Wochen«, stammelte ich.

»Und das schleppst du so mit dir rum, ohne was zu sagen? Hallo? Wofür sind Freund:innen denn da?«

»Es war mir so peinlich, Nick ... Ich meine, so eine Niederlage muss ja erst mal verdaut werden ...«

»Peinlich? Du spinnst. Alle namhaften Autor:innen kriegen zunächst Absagen. Das gehört praktisch zum guten Ton. Und beweist genau gar nichts.« Er führte erneut sein Glas zum Mund. Diesmal nahm er einen kräftigen Schluck. »J. K. Rowling ...«

»Ja, ja«, unterbrach ich ihn. »Wissen wir eh. Aber dieser Lektor, der hat die Absage ausführlich begründet. Es ist die genderneutrale Perspektive. Die funktioniert nicht, schreibt er. Das sei weder Fisch noch Fleisch. Es war eine Schnapsidee, Nick. Im wahrsten Sinne des Wortes.«

Bei der Erinnerung an die Geburtsstunde dieser Schnapsidee musste ich wider Willen lächeln. Wir hatten uns in der Runde maßlos über eine Fernsehdiskussion aufgeregt, in der es um die Sichtbarkeit von Frauen in der Literatur ging. Vor allem, als ein männlicher Kritiker behauptete, er könne es einem Text ansehen, ob der Verfasser (sic!) ein Mann oder eine Frau gewesen sei. Da rasteten wir gemeinschaftlich aus.

»Das schau ich mir an!«, rief ich. Wir hatten schon ordentlich getankt, daher war ich ein wenig übermütig. »Ich schreib dir deinen Männerroman, du patriarchalisches Arschloch! Nie und nimmer wirst du eine weibliche Feder hinter meinem Werk vermuten! Es wird von Autos, Fußball und vom Onanieren handeln!«

»Auf Charlie, die schreibt wie ein Mann!«, hatten sie mir

zugeproestet. Es war der Startschuss für ein böses Besäufnis gewesen, aber auch für meinen ersten seriösen Romanversuch. Bis dahin hatte ich zwar schon einige Kurzgeschichten verkauft, an die Königsdisziplin aber hatte ich mich noch nicht gewagt.

Zu Recherchezwecken quälte ich mich durch einige explizit als Männerroman deklarierte Wälzer und stellte fest, dass es zwar kein Problem für mich gewesen wäre, Ähnliches zu produzieren, aber es machte mir schlichtweg keinen Spaß, ekelhafte Machosprüche in die Welt zu setzen. So überlegte ich fieberhaft, wie ich verlässlich neutral formulieren könnte, ohne Rückschlüsse auf eine männliche oder weibliche Autorschaft zuzulassen. Da kam mir die Idee, das biologische Geschlecht meiner Erzählerfigur zu verschleiern. Sie schildert ihre Geschichte in der Ich-Form. Die Figur verliebt sich in einen Mann. Aber bis zum Schluss sollte es nicht klar sein, ob es sich um eine heterosexuelle oder homosexuelle Beziehung handelt. Selbst eine queere Liebe schloss ich nicht aus.

Ich fand diesen Einfall – zumindest damals – genial. Damit würde ich nicht nur nachweisen, dass Unterschiede zwischen weiblichem und männlichem Schreiben nicht existierten, sondern obendrein, dass die Liebe selbst universell war. Weibliches und männliches Lieben? Was sollte das sein? Emotionen kannten kein Geschlecht.

Von da an hatte ich wie im Rausch geschrieben. Es war ein erhebendes Gefühl, als ich einer kleinen Gruppe von Testleserinnen – und einigen Lesern – mein Manuskript vorlegte. Ohne vorherige Erklärung der geschlechtsneutralen Leseweise. Das Ergebnis war verblüffend. Die Leserinnen und Leser, die eine weibliche Erzählfigur vermuteten, sahen auch eine Frau als Autorin dahinter und umgekehrt. Das Konzept war voll aufgegangen. Es gab kein typisch männliches oder weibliches Schreiben. Es gab keine genderspezifische Liebe. Alles nur Einbildung. Ich war euphorisch. Der Roman würde nicht nur revolutionär werden, sondern auch eine Hommage

an die Diversität. Der von mir auserwählte Verlag würde mit Freuden zuschlagen.

Welch naive Fehleinschätzung!

»Was soll das bitte heißen – weder Fisch noch Fleisch?«
Julika fuchtelte wild mit den Händen. »Das war doch das Geniale an der Geschichte, dieses nicht Eindeutige. Wetten, der Typ hat das nicht verstanden? Wir haben die Geschichte getestet. Sie funktioniert.«

»Vielleicht war es nur Zufall. Unsere Testleser:innen waren keine Profis, der Lektor hingegen ist einer.«

»Was genau schreibt er denn, dieser angebliche Profi?«

»Ach ... Am besten, ihr lest es selbst«, sagte ich und schob ihnen den Laptop hin. Obwohl ich beim Lesen der E-Mail vor zwei Wochen am liebsten gleich den Rechner an die Wand geknallt hätte, hatte ich es nicht übers Herz gebracht, das Absageschreiben zu löschen. Neugierig beugten die drei ihre Köpfe über den Bildschirm und keilten mich zwischen sich ein. Wohl oder übel musste ich mitlesen. Mit jeder Zeile kochte der Zorn wieder in mir hoch.

Liebe Frau Schwarz!

Herzlichen Dank für die Zusendung Ihres Manuskripts, ich habe es mit großer Aufmerksamkeit gelesen. Leider – und ich muss gestehen, ich hatte schon bei Ihrem Exposé gewisse Zweifel – passt es doch nicht in unser Literaturprogramm.

Es war diese Idee des geschlechtsneutralen Erzählers, die mein Interesse geweckt hatte, aber die Umsetzung im Roman entspricht letztlich nicht unseren Standards.

Der Text wirkt an manchen Stellen sehr gekünstelt. Ich führe das zurück auf Ihr krampfhaftes Bemühen, sich einer genderneutralen Sprache zu bedienen. Außerdem

zweifelte ich an keiner Stelle im Text am biologischen Geschlecht Ihrer Erzählerfigur. Speziell in der völlig überzogenen Sexszene gelingt es Ihnen nicht, Ihre weibliche Sicht zu verbergen. So etwas würde ein Mann garantiert nicht schreiben. Weibliche Gefühlsduselei vom Schlimmsten! Alles in allem: weder Fisch noch Fleisch.

Liebe Frau Schwarz, es tut mir leid, Ihnen das so klar sagen zu müssen, und ich sehe förmlich die Tränen in Ihren Augen, aber ich tue das bewusst und zu Ihrem Besten. Immerhin schreiben Sie ja recht gefällig, ein gewisses Talent will ich damit gar nicht in Abrede stellen.

Hören Sie auf den Rat eines erfahrenen Lektors: Halten Sie sich an einfachere Vorbilder und bilden Sie sich nicht ein, dass aus Ihnen ein weiblicher Kerouac oder Hemingway wird. Ich bin mir sicher, wenn Sie auf literarische Experimente verzichten und sich auf Frauen als Zielpublikum konzentrieren, dann werden Sie ein Plätzchen in der Belletristik finden, durchaus auch in einem größeren Publikumsverlag. Wie ich Ihrer Biografie entnehmen konnte, waren Sie eine Weile als Englischlehrerin tätig. In der angloamerikanischen Romangeschichte finden Sie ausreichend weibliche Vorbilder. Garnieren Sie Ihre Geschichten mit schönen Landschaften und belohnen Sie Ihre Figuren mit einem klassischen Happy End. Wenn Ihnen das gelingt, werden Sie sicher treue Leser – Pardon: Leser:innen – finden, denen Sie auch gerne ein paar feministische Bröckchen vor die hübsch beschuhten Füße werfen können. Getreu dem Motto: Schuster, bleib bei deinem Leisten.

Mit wohlwollenden Grüßen

Ihr Roderich Reich. Verlagsleiter Pilz-Verlag, Hamburg

»Frechheit!«, rief Caro. »Aus jeder Zeile spricht der alte weiße Mann. Das nimmst du doch nicht ernst, hallo?«

»Na ja«, stotterte ich. »Der Mann vertritt einen der angesehensten Verlage Deutschlands. Er versteht was von Literatur, sonst säße er nicht dort.«

»Quatsch«, schnaufte Caro. »Der klammert sich mit aller Macht an überholte patriarchalische Strukturen. Der gebildete Mann bestimmt, was publiziert werden darf. Er muss die alten Werte verteidigen – was immer das sein mag.«

»Er verteidigt literarische Qualität«, widersprach ich. »Das ist sein Job. Ich hab mich eben maßlos überschätzt.«

»Jetzt zerfließt du in Selbstmitleid. Der Typ ist ein Arschloch, Charlie. Was nimmst du ihn in Schutz?«

»Immerhin hat er sich die Mühe gemacht, seine Ablehnung zu begründen. Er gibt mir sogar einen wohlwollenden Rat. Und ich werde mich daran halten und deshalb jetzt eben einen Frauenroman probieren. Es ist keine Schande, sich in die Tradition einer Jane Austen oder Charlotte Brontë zu stellen. Die haben ja schon damals feministisch geschrieben. Und waren damit ihrer Zeit voraus.«

»Gemeint hat er aber Pilcher«, warf Julika trocken ein. »Auf seinen Macho-Rat würd ich pfeifen. Von wegen wohlwollend! Wenn du ein Mann wärst, hätte er dich völlig anders bewertet.«

»Selbst wenn ihr alle recht habt«, erwiderte ich seufzend. »Ich bin nun mal kein Mann.«

»Dann machen wir einen aus dir!«, rief Nick. »Weil, dass deine Liebesszenen weibliche Gefühlsduselei sein sollen, das, bitte schön, ist Schwachsinn. Ich frage mich, ob der das überhaupt gelesen hat. Ich fand speziell die Sexszene wahn-sinnig ... dings. Ich hab gleich ... ähm, ich wollte sagen ... Du gehst auch als männlicher Autor durch. Jede Wette.«

»Aha! Und wie stellst du dir das vor?«

»Pseudonym?«

»Geh bitte! Dann wären wir wieder im 19. Jahrhundert

gelandet. Bei den Brontë-Schwestern. Die mussten sich auch hinter einem männlichen Pseudonym verstecken. Will ich das?»

»Brauchst du auch gar nicht«, rief Julika. Ihre wuchtigen Oberarme wackelten gefährlich, als sie mit dem Zeigefinger in die Luft fuhr. »Du reichst dein Werk schlicht als Charlie Schwarz ein. Nicht als Charlotte. Wir nennen dich ja auch so. Das Geschlecht liegt im Auge des Betrachters. Darum geht es doch auch in deinem Buch.«

»Darauf trinken wir, bevor die Kohlensäure komplett verpufft!«, rief Caro enthusiastisch.

Ergeben stieß ich mit ihnen an. »Bleibt nur noch das klitzekleine Problem, wie ich an einen Verlag komme, der bei dem Spiel mitmacht.«

»Agentur! Du brauchst eine Agentur«, stellte Julika fest. »Buchagent:innen wissen genau, welche Verlage für dich in Frage kommen. Wo keine Roderichs am Hebel sitzen, zum Beispiel. Dann ersparst du dir weiteren Frust durch ›wohlmeinende‹ Ratschläge.«

»Dann krieg ich die Absagen eben von den Agenturen«, murmelte ich frustriert.

Julika packte mich bei den Schultern. »Der Roman ist genial. Vergiss diese E-Mail. Der Pilz-Verlag wird seinen Verlagschef feuern, wenn dein Buch monatelang die Bestsellerlisten anführt. Du wirst Roderich – und allen anderen – beweisen, dass es kein genderspezifisches Schreiben gibt! Punkt. Also. Erst mal brauchen wir eine Agentur«, sagte sie und schnappte sich meinen Laptop. »Und dann bewerben wir uns.«

»Wir? Was? Jetzt gleich?« Ein Blick auf die Uhr machte mich nervös. Ich hatte noch ein paar dringende Aufträge zu erledigen.

»Ja sicher, wo ist dein Problem? Ist doch alles auf dem Laptop gespeichert, was du brauchst, oder? Jetzt machen wir Nägel mit Köpfen.«

Ich ergab mich in mein Schicksal. Würde ich eben wieder einmal eine Nachtschicht einlegen müssen. Wäre nicht das erste Mal.

Nick räumte den Tisch leer, und Julika startete die Google-Suche. Caro drückte sich eng neben sie. Nick und ich positionierten uns dahinter, um ihr über die Schulter zu blicken.

Während wir eifrig in den Computer starteten und versuchten, von Julikas wildem Herumscrollen nicht seekrank zu werden, räusperte sich jemand hinter uns.

»Wo willst du die Pakete hinhaben, Chef?«

Ungehalten drehten Nick und ich gleichzeitig die Köpfe zu der Störquelle um.

Meine Kinnlade klappte nach unten und blieb dort eine Weile. Da stand Adonis leibhaftig. Oder besser gesagt, Hermes. Wie einem klassizistischen Bildband entsprungen. Schwarze Locken, die unter einer Kappe mit dem Firmenlogo des Paketdienstes hervorlugten. Noch schwärzere Augen. Griechische Nase. Kleiner, perfekt geschnittener Schmolle Mund mit leicht verwegenenem Zug, Grübchen am Kinn. Das blaue Hermes-T-Shirt ließ keine Zweifel aufkommen, dass sein Körper der Schönheit seines Gesichts um nichts nachstand. Gut trainierte Muskeln, wie und wo sie sein sollten. Gleichzeitig war seine Gestalt nicht bullig, es haftete ihr auch eine sanfte Zartheit an. Was für ein Bild von einem Mann!

»Chef?«, räusperte sich die Erscheinung. »Entschuldige die Störung. Isch bin neu beim Paketdienst. Wohin willst du die Päckchen haben?«

Wie es schien, war nicht nur ich wie vom Blitz getroffen. Nicks Mund stand definitiv offen, obwohl nichts herauskommen wollte. Sein Gesicht war rot angelaufen. Wortlos begleitete er den Jüngling in die Ecke, wo er seine Sackrodel abladen sollte. Unterschrieb die Papiere, die ihm der Bote hinhielt, bevor er wieder zum Ausgang marschierte. Auch von hinten war augenfällig, dass der Mann sein Geld nicht mit einer sitzenden Tätigkeit verdiente.

»Was war das denn? Mr. Universe light?«, flüsterte Caro ehrfürchtig. »Hast du seine Zahnspalte gesehen?«

Wir Mädels kicherten, und Nick kratzte sich am Hals. Noch im Hinsetzen schnappte er sich das Sektglas und trank es in einem Schluck leer.

»Wir hätten ihn auf einen Prosecco einladen sollen«, sagte er beinahe weinerlich. Als ob er die Chance seines Lebens verpasst hätte.

»Er kommt sicherlich wieder, Schatzi!«, sagte Caro und tätschelte seinen Arm. »Aber wer sagt dir, dass er schwul ist?«

»Mein Gefühl.« Nick seufzte.

»Oder dein Wunschdenken?« Julika zwinkerte ihm zu.

»Vielleicht ist er ja bi«, sagte Caro. »Dann können wir ihn uns teilen.«

Niemand außer ihr lachte.

»Ihr benehmt euch wie die kleinen Kinder«, stoppte Julika den Blödsinn. »Wollen wir nicht lieber weitermachen mit der Agentursuche? Ich hab da einen interessanten Artikel gefunden.

Renommierter deutsch-österreichischer Literaturagentur an Sohn übergeben. Das österreichische Büro von Wort-Weber im 12. Wiener Gemeindebezirk wird als Außenstelle weitergeführt.

Das ist gar nicht weit weg von hier. Da könntest du sogar persönlich vorsprechen.«

So schnell konnte ich gar nicht schauen, wie Julika die Homepage der Agentur angeklickt hatte.

»Du brauchst ein aussagekräftiges Exposé über den Inhalt von maximal drei Normseiten und die ersten zwanzig bis dreißig Seiten deines Romans. Und eine Kurzbiografie.«

»Exposé und Romananfang sind kein Problem. Das hab ich sofort parat. Aber die Kurzbio. Die legt mein Geschlecht ja eindeutig offen, oder? Wie soll ich das verschleiern?«

Ich hatte es geahnt. Der Plan war von Beginn an zum Scheitern verurteilt. Aber da hatte ich nicht mit Julikas Dickkopf gerechnet.

»Quatsch. Wir schreiben dir einen Lebenslauf in Stichworten.«

Und schon hämmerte sie in den Computer. »So. Da haben wir eine brauchbare Tabelle. Korrigier mich, wenn was nicht stimmt. Name: Charlie Schwarz, geboren am 15. März 1983 in Mistelbach an der Zaya. Lehramtsstudium für Germanistik und Anglistik an der Uni Wien. Beruf: freier Texter.«

»Ich bin *Texterin*«, murrte ich.

»Sorry, geht in dem Fall nicht anders«, sagte Julika und schob mir den Laptop hin.

Den Rest – Staatsangehörigkeit, Adresse, Telefonnummer und E-Mail-Adresse – durfte ich selbst ausfüllen. Unter Aufsicht der Clique musste ich noch mein E-Mail-Programm öffnen, die Anhänge hochladen, ein kurzes Anschreiben einfügen. Fertig.

»Noch ein Mausclick, und deine Karriere als Bestsellerautorin läuft an«, sagte Nick voller Überzeugung. »Vergiss den dämlichen Roderich.« Er legte seine Hand auf meine Schulter, wo sie verharrte, bis ich auf den Send-Button gedrückt hatte. Mit einem windigen Geräusch verließ die E-Mail meinen Laptop.

Zu Hause

»Ich fahr dich heim«, sagte Julika. Mein panischer Blick auf die Uhr war ihr nicht entgangen.

»Hast du Stress?«, fragte sie, sobald wir uns in den Abendverkehr eingereiht hatten.

»Geht so«, brummte ich. »Heute müssen auf jeden Fall noch zwei Texte raus.«

»Heißt das, du hast wieder mehr Aufträge?«

»Nicht wirklich«, seufzte ich. »Den Stress hab ich mir eher selber zuzuschreiben. In den letzten Tagen hab ich meinem neuen Romanprojekt wohl ein bisschen zu viel Zeit eingeräumt.«

»Warum ich frage«, sagte Julika. »Weil, du weißt ja, wie die Lage an den Schulen derzeit ist. Akuter Lehrermangel und so. Bei uns sind gleich zwei Stellen ausgeschrieben. Wie für dich gemacht. Deutsch und Englisch.«

»Ach du meine Güte!«, rief ich entsetzt. »Kein Bedarf.«

»Ist es wegen Schröder?«

»Das ... das auch. Aber ... ich hab mit der Schule abgeschlossen. Ich vermisse nichts davon.«

Außer das fixe Gehalt. Aber das sagte ich nicht dazu. Julika schaute mich ohnehin schon so besorgt von der Seite an. Unerfreulicherweise musste ich vor Kurzem den Freund:innen gegenüber meine prekäre finanzielle Lage eingestehen, als sie einen gemeinsamen Urlaub vorschlugen. So peinlich, ehrlich!

»Im Gegenteil«, setzte ich stattdessen noch einen drauf.

»Ich versteh überhaupt nicht, wie du den Macho immer noch aushältst.«

Julika lachte. »Erstens. Wenn ich mir einen neuen, ähnlich gut bezahlten Job suchen wollte, da müsst ich vorher abnehmen. Hast du gewusst, dass uns Frauen, wenn wir auf Jobsuche sind, eine Diät mehr bringt als ein Uniabschluss?

Nicht? Ist aber so. Wenn du als Frau dick bist, hast du kaum Chancen. Ein Männerbauch war hingegen noch nie hinderlich auf der Karriereleiter. Abgesehen davon, mein Chef braucht mich, Charlie. Ohne mich ist Schröderchen aufgeschmissen.«

»Der hat dich überhaupt nicht verdient!«, rief ich. Julika war nicht bloß seine Sekretärin. Sie war seine rechte Hand. Dabei bekam er als Schuldirektor sicherlich doppelt so viel bezahlt wie sie.

»Ach was«, wehrte sie bescheiden ab. »Dafür schieb ich zu Hause eine ruhige Kugel. Die Verantwortung liegt ja letztendlich doch bei ihm. Um vier ist Schluss für mich. Ich nehme keine Probleme mit nach Hause.«

»Auch was wert«, sagte ich und schnappte meinen Rucksack vom Rücksitz. Wir waren bei meinem Wohnhaus angelangt.

»Frohes Schaffen«, rief sie und setzte den Blinker.

»Danke für deine Freundschaft, Julika«, murmelte ich, aber da hatte sie sich bereits wieder in den Fließverkehr eingeordnet.

Im Flur roch es chinesisch. Knoblauch, Kraut und Garnelen, mein Tipp. Das war nicht weiter beunruhigend, die Familie in der Parterrewohnung gleich rechts neben mir hatte schon dort gewohnt, als ich hier eingezogen war. Teigtascherl wurden bei meinen Nachbarn tatsächlich nur für den Eigenbedarf produziert.

Ich kramte meinen Schlüssel hervor und schloss auf. Stickinge Luft schlug mir entgegen. Ich hasste diese Wohnung. Jedes Mal, wenn ich die Tür öffnete, wurde mir bewusst, dass mir diese Bleibe kein Gefühl des Nachhausekommens gab. Ich vermisste meine freundliche Neubauwohnung, die ich in meiner Zeit als Lehrerin gemietet hatte. Vor allem den Balkon mit Blick ins Grüne.

Die tägliche Portion Natur fehlte mir am meisten. Ich war auf dem Land aufgewachsen, und es hatte ohnehin lange gedauert, bis ich mich in Wien eingelebt hatte. Die helle Wohnung im vierten Stock mit Blick auf den Park hatte mich zeitweise vergessen lassen, dass ich mich im Großstadtdschungel

befand und nicht im lieblichen Weinviertel mit seinen sanften Hügeln und paradiesischen Weingärten. Die Parterrewohnung war definitiv ein Abstieg, aber mit meinem unsicheren Gehalt als freie Mitarbeiterin in der Schreibagentur war die schöne Garçonnière leider nicht zu halten gewesen. Die Miete drohte meine gesamten Ersparnisse aufzufressen. Die stylischen IKEA-Möbel hatte ich mir – bis auf den Schreibtisch – ablösen lassen. Dafür übernahm ich in der neuen Wohnung die komplette Einrichtung meiner Vormieterin. Abgewohnte furnierte Einbaumöblage aus den achtziger Jahren, aber wenigstens praktisch zusammengestellt und mit ordentlich Stauraum für die siebenunddreißig Komma fünf Quadratmeter Wohnfläche. Meinen Schreibtisch quetschte ich ans Fußende des Doppelbettes, das Highlight meines Domizils. Ein Bett zum Hochklappen, das mein Schlafzimmer bei Bedarf zu einem Wohnzimmer umfunktionierte. Diesen Bedarf gab es allerdings nicht, Besuch empfing ich nie.

Ich schleuderte die Stiefel in die Ecke, zwängte mich zwischen Schreibtisch und Bett durch und hastete zum Fenster. Das Quäntchen Hoffnung auf Frischluft musste ich umgehend begraben. Meine Fenster gingen alle in den Innenhof hinaus, wo die Abfalltonnen standen. Ein Garant für olfaktorische Störfälle multikultureller Art, selbst im Winter. Oft hätte ich liebend gerne mit einem angeblich stinkenden U-Bahnabteil getauscht, in dem *frischer* Kebab oder Leberkäse gekaut wurde. Einmal mehr ein Beweis, dass eben alles relativ ist. Die türkischstämmige Nachbarin von vis-à-vis hing gerade mit einer Zigarette aus dem Fenster. Ich winkte ihr freundlich zu. Sie grinste, drückte ihre Kippe aus und warf sie in den Hof. Zeitgleich schlossen wir die Fenster.

Zurück im Vorraum stellte ich meine Stiefel ordentlich an ihren Platz und tapste in meine fensterlose Küche, um den Wasserhahn aufzudrehen. Bis es da halbwegs klar durch die rostigen Leitungen floss, konnte ich in aller Ruhe aufs Klo gehen. Das erste Glas schüttete ich ex hinunter. Dann füllte ich

eine Karaffe und stellte sie in den Kühlschrank, um jederzeit rostfreies Wasser zur Verfügung zu haben. Der Kühlschrank lief ohnehin im Dauermodus, obwohl er außer Margarine, ein paar Eiern, Milch und einem Glas Gurkerl nichts frisch halten musste. Wenigstens heizte er die Küche, und ich konnte ein wenig Gas sparen.

Sparen. Auch so ein Triggerwort. Bei mir ging es nicht darum, ob ich den echt englischen Stilton oder die Trüffelbutter mit Aktionspickerl um fünfundzwanzig Prozent günstiger bekam. Ich war froh, wenn ich mir einen ordentlichen Streichkäse leisten konnte. Meine Rücklagen aus dem Schuldienst waren aufgebraucht. Das Ghostwritinggeschäft ging in dieser Jahreszeit grundsätzlich mäßig. Maturaarbeiten waren im Kasten, Seminararbeiten standen erst Ende des Sommersemesters wieder an. Die Weihnachts- und Faschingssaison war vorüber, und für Hochzeiten war es zu früh. Man konnte praktisch nur auf Todesfälle hoffen. Rein geschäftlich gesehen natürlich.

Julikas Erwähnung der ausgeschriebenen Stellen hatte mich ein wenig aufgewühlt. Sollte ich nicht doch wieder in den Lehrberuf einsteigen? Ich wurstelte immerhin schon seit sieben Jahren am Rande des Existenzminimums dahin. Das könnte ich mit einem Schlag ändern.

Aber sicher nicht unter Schröder.

Ich ließ mich erschöpft auf meinen Küchenhocker fallen. Schröder! In Sekundenschnelle formierte sich sein Bild so lebhaft vor meinem inneren Auge, als säße er mir direkt gegenüber. Wie er mit dem Finger auf seinem Mahagonischreibtisch herumklopfte wie ein Specht. Mein Ex-Chef. Direktor des Gymnasiums, an dem ich zehn Jahre lang Deutsch und Englisch unterrichtet hatte. Selbst meine damaligen Gedanken ploppten filmreif einer nach dem anderen in meiner Erinnerung auf. Wie Popcorn, wenn es die richtige Temperatur erreicht. Plopp, plopp, plopp.

»Sie gehören ja therapiert, Frau Schwarz!«, stöhnte er und lockerte sich dabei theatralisch seinen Krawattenknopf. Das Papier in seinen Händen zitterte. Seine Smartwatch piepste panisch.

»Da sind wir dann ja schon zwei, Herr Direktor«, hörte ich mich sagen.

Was soll das jetzt wieder?, dachte ich im selben Augenblick. Als ob ich durch meine unkontrollierten Wortmeldungen nicht schon genug Probleme am Hals hätte. Er hatte ja recht. Ich gehörte auf die Couch. Anstatt mich für mein unprofessionelles Verhalten einem Schüler und in der Folge dessen Vater gegenüber zu entschuldigen, lag ich jetzt auch noch mit meinem Boss im Clinch. Andererseits widerstrebte es mir geradezu körperlich, wegen dieser Idioten zu Kreuze zu kriechen.

Es hatte ganz harmlos begonnen, als ich am Tag davor einem hochgradig unbegabten Schüler vorsichtig, pädagogisch und einfühlsam angedeutet hatte, dass für ihn auch andere Schulen als das Gymnasium als Alternative in Frage kämen. »Schau, Tibor«, sagte ich. »Du bist ein wertvoller Mensch, auch wenn du kein Deutsch kannst. Selbst in dir schlummert gewiss ein verborgenes Talent, du musst es nur finden.«

Dass dies ein schwieriges Unterfangen gewesen wäre, behielt ich wohlweislich für mich. Trotzdem fiel er respektlos über mich her. Warf mir in unschönen Worten pädagogisches Versagen vor und unterstellte mir, ich würde ihn nur deswegen negativ beurteilen, weil ich ihn nicht mochte. Das alles steckte ich professionell weg. Eindeutiger Fall von Täter-Opfer-Umkehr. Doch dann ließ er diese Bemerkung vom Stapel, die meinen Hormonhaushalt aus der Harmonie und mein Blut ins Wallen brachte.

»Mein Vater sagt sowieso, dass Krüppel wie Sie in einer Privatschule nichts verloren haben, Frau Lehrer Klumpfuß.«

Ganz automatisch hatte ich noch »Lehrerin« gemurmelt, bevor mir die Tragweite dieser Aussage bewusst wurde.

Klumpfuß! Er hatte mich Frau Lehrer Klumpfuß genannt! Das war also mein Spitzname in der Klasse? Vielleicht in der ganzen Schule? Weil ich seit dem Unfall ein kürzeres Bein hatte und leicht hinkte? Diese Behinderung hebelte in den Köpfen der Eltern tatsächlich meine Qualitäten als Pädagogin aus?

In der Klasse war es mucksmäuschenstill geworden. Beinahe gespenstisch. Und dann war es aus mir herausgebrochen wie aus einem Vulkan. Wie in meiner Kindheit, wenn sich die Ungerechtigkeiten des Lebens schon länger in mir aufgestaut hatten und irgendwann doch unkontrolliert hochkochten.

Er sei ein Rohrkrepierer, hatte ich ihm an den Kopf geworfen. Auch wenn er weder wisse, was das sei, noch, wie man es buchstabiert. Aus ihm würde nie etwas werden, höchstens ein Politiker.

Zu meiner großen Überraschung hatte die Klasse lauthals gelacht, obwohl sie sich sonst für meinen ironischen Witz kaum empfänglich zeigte. Warum diesmal doch, wurde mir später klar. Sie wussten – im Gegensatz zu mir –, dass Tibors Vater tatsächlich Politiker war. Zwar nur eine Lokalgröße, aber umso besser vernetzt. Sein Griff zum Telefon war vorgeprogrammiert. Und meine Dienstverletzung der Grund, warum Direktor Schröder seinen Mahagonitisch malträtierte.

Mittlerweile hatte er das Klopfen eingestellt und rang nach Luft, als ob er zu lange unter Wasser gelegen hätte. Eine Ewigkeit starrten wir einander sprachlos an, bis er seine Atemprobleme wieder im Griff hatte.

»Ein letztes Mal, Frau Schwarz«, keuchte er. »Sie werden sich bei Herrn Damisch entschuldigen. Und als Zeichen Ihrer Reue dem Tibor notenmäßig entgegenkommen. Schließlich geht es auch um den Ruf der Schule.«

»Der Ruf der Schule geht mir im Moment am A... vorbei«, schrie ich jetzt. »Tibor hat mich beleidigt. Er hat mich einen Krüppel genannt, Herr Direktor!«

Schröders Blutdruck nahm wieder bedenklich an Fahrt auf. »Das war im Affekt«, grollte er.

»Meine Retourkutsche auch.«

»Frau Schwarz. Sie unterschätzen den Einfluss seines Vaters. Sie werden sich entschuldigen *müssen*. Sonst ...«

»Sonst was?«

»Sonst sehe ich für das nächste Schuljahr keinen Platz mehr für Sie in meinem Team.«

»Wenn das so ist«, sagte ich, erhob mich würdevoll und schob den Stuhl gewissenhaft an den Schreibtisch zurück, bevor ich meinem Ex-Chef in spe mutig ins Angesicht blickte. »Dann lasse ich mich eben versetzen. In eine Schule, die dem Lehrpersonal eine gerechte Notengebung zutraut.«

»Ich glaube, Sie haben noch immer nicht verstanden!« Schröders Stimme bebte. »Sie werden in ganz Wien keine Stelle mehr finden. Dafür werden Herr Damisch und ich sorgen.« Auch er hievte sich aus seinem Stuhl empor, um seiner angehenden Ex-Kollegin auf Augenhöhe zu begegnen.

»Gut«, hörte ich mich sagen. »Dann kündige ich eben sofort, bevor Sie mir noch irgendetwas anhängen können.« Immerhin verließ ich stolz erhobenen Hauptes die Direktion. Dass ich dabei die Tür hinter mir zuknallte, sollte einfach nur den Schlusspunkt markieren.

Ende des Films – und meiner Karriere als Lehrerin.

Und mit meiner zweiten Karriere, der Schriftstellerei, steckte ich offenbar auch in der Sackgasse.

Ich wischte mir ein paar Schweißtropfen von der Stirn. Selbstmitleid war etwas für Privilegierte, ich hatte Arbeit zu erledigen. Entschlossen nahm ich mir ein weiteres Glas Wasser und ging in mein Wohn-Schlaf-Arbeitszimmer. Räumte das leere Kaffeehäferl vom Vormittag weg und setzte mich an den Schreibtisch. Befreite den Laptop aus meinem Rucksack und steckte ihn an. Der Akku war schon wieder leer, das bisschen Googeln im Kaffeehaus hatte ihm bereits den Gar aus gemacht. Außerdem schaltete sich nach wenigen Minuten das nervige Gebläse ein, das nicht viel leiser war als die Klima-

anlage des Nachbarn über mir. Da blieben wir uns nichts schuldig, der Herr Dolezal und ich. Wenn wir im Sommer das Hoffenster kippten, spendeten wir uns gegenseitig unsere Propellergeräusche. Wenn ich nachts in die Tasten schlug, rauschte es um mich herum wie an den Klippen von Moher.

Okay. Es war Ende Februar. Meine Fenster waren zu, und Herrn Dolezals Klimagerät im Winterschlaf. Aber mein Laptop kannte keine Jahreszeiten. Dem war dauerhaft heiß. Vielleicht war er auch schon in den Wechseljahren.

»Tut mir leid«, bedauerte ich ihn. »Ich kann dich nicht in Frührente schicken, deine Dienste sind noch gefragt.« Er fügte sich in sein Schicksal.

Als Erstes checkte ich routinemäßig meine E-Mails. Ein neuer Eingang der Agentur. Die Geburtstagsrede, die ich im Entwurf schon fertig hatte und gerade vollenden wollte, konnte ich vergessen. Die Party – und damit die zugehörige Rede – war wegen Erkrankung des Geburtstagskindes gecancelt worden. Na wunderbar! Wenn die keinen neuen Termin fanden, hatte ich die bisherige Arbeit umsonst getan. Die Agentur verlangte wohl eine Stornogebühr, aber für mich schaute dabei nichts raus. Das Los der freien Mitarbeiterin.

Positiv denken, sagte ich mir. Dafür hast du dadurch Zeit gewonnen und kannst dich endlich mal so richtig ausschlafen. Ran an den letzten Auftrag für heute! Es war eine Trauerrede für einen Mops namens Guntram. Der konnte wenigstens nicht absagen. Der war schon tot.

Ich lud mir mein selbst verfasstes Template für Tier-Trauerreden auf den Computer und füllte die Eckdaten für Guntram ein. Ich wollte gerade mit den liebevollen Details anfangen, als das Telefon klingelte.

Oma! Verdammt! Auf die hatte ich in all der Aufregung komplett vergessen. Donnerstag war unser Telefoniertag.

»Hallo, Oma! Ich wollte gerade zum Hörer greifen«, log ich, bevor sie sich beschweren konnte.

»Was musst du schleifen?«

»Oma! Hast du dein Hörgerät drinnen?«

»Kannst du ein wenig lauter sprechen, Kind? Mein Hörgerät ist kaputt.«

»Du hast nicht zufällig auf die Batterien vergessen?«

»Ja, ja. Ich hab schon gegessen. Ist ja schon halb acht Uhr. Ein Schmalzbrot mit Zwiebeln. Muss ja nicht mehr küssen, so wie du.«

Oma lachte, bis sie kutzen musste. Ich konnte vor meinem geistigen Auge sehen, wie sie ihr Stofftaschentuch nahm und die falschen Zähne hineingleiten ließ. Ich wartete, bis sie ausgehustet hatte und wieder zu Atem kam.

»Die Batterien, Oma«, versuchte ich es erneut. »Hast du neue Batterien in deinem Hörgerät?«

»Kind«, sagte sie. »Ich versteh dich so schlecht. Mein Hörgerät ist kaputt. Es ist mir auf den Boden gefallen. Ich wollt's aufklauben. Hab mich runtergebückt und bin mit dem Stuhl nach hinten. Dabei muss ich einen Haxen draufgestellt haben, oder ich bin nachher draufgelatscht mit meinem orthopädischen Schuh, was weiß ich. Gehört hab ich ja nichts. Aber jetzt ist es hin«, seufzte sie.

»Ich komm morgen raus zu dir«, schrie ich ins Telefon. »Dann schauen wir, ob da noch was zu retten ist.«

»Kannst du in den nächsten Tagen einmal herkommen? Mit mir zum Hörmenschen fahren?«

»Ja, Oma. Mach ich. Gleich morgen!«, brüllte ich in mein armes Handy, dass die ganze Nachbarschaft es hören konnte.

»Borgen? Von wem, Kind?«

»M-O-R-G-E-N, Oma! MMMOR-GEN! Ich komm dich morgen besuchen!«

»Das ist nett, Kind. Bis morgen!«

Erschöpft legte ich das Handy ab und ließ mich in den Bürostuhl zurückfallen. Mit dem geplanten Schreibwochenende würde es nun nichts werden. Was soll's. Die Lust, an meinem Frauenroman weiterzuarbeiten, war mir nach den heutigen

Diskussionen ohnehin vergangen. Ein Wochenende bei Oma im Weinviertel mit viel Kuchen und frischer Luft würde mir guttun.

Nach ein paar Schlucken Wasser versuchte ich mich erneut auf den lieben verblichenen Guntram zu konzentrieren. Gebannt starrte ich auf das Bildchen, das auf seiner Parte abgebildet war. Was für ein hässliches Tier! Faltig. Schlechte Haltung. Grantiger Gesichtsausdruck. Die Zunge hing ihm raus. Sicher hatte er zu Lebzeiten einen schrecklichen Mundgeruch gehabt. Und dennoch wurde er heiß geliebt! Warum konnten wir unsere Mitmenschen nicht genauso bedingungslos lieben? Aber nein. Wir erwarteten das Unmögliche vom anderen und machten uns gegenseitig unglücklich. Kein Wunder, dass viele Menschen Tiere als Partner vorzogen.

Dieser Gedanke versetzte mich in eine ausreichend depressive Stimmung, dass die Worte der Trauer nur so aus mir herausflossen. Nach einer Stunde las ich mir das Ergebnis laut vor. Das machte ich immer, bevor ich die letzten Korrekturen setzte. Zufrieden schickte ich das Dokument an die Agentur. Das würde ein tränenreicher Abschied werden für den lieben Guntram. Viel Herz. Viel Schmerz. Die Kundschaft würde uns weiterempfehlen, davon war ich überzeugt.

Ich streckte mich einmal durch. Ein Gläschen Wein wäre mir jetzt gut angestanden. Leider hatte ich die letzte Flasche in der gestrigen Nachtsitzung aufgebraucht. In der Hausbar, das wusste ich auswendig, war nichts mehr Brauchbares drin. Der Rest eines uralten Metaxa. Ein Eierlikör aus dem vorigen Jahrtausend und etliche Flaschen Cointreau von Oma. Jedes Jahr bekam ich eine zu Weihnachten von ihr. Nachdem ich jahrelang vergeblich versucht hatte, ihr zu erklären, dass ich den nicht mochte, hatte ich es irgendwann aufgegeben. Im Konferenzzimmer in der Schule hatte sich immer jemand erbarmt. Aber diese Quelle war seit Längerem sowohl für den unbekanntenen Genießer als auch für mich versiegt. Seit meiner Kündigung sammelte ich die Flaschen in meiner Hausbar. So

konnte ich jederzeit nachzählen, wie viele Weihnachten das schon her war.

Ich startete einen zweiten Lüftversuch. Ein eisiger Wind wehte ins Zimmer. Es roch zwar immer noch nicht nach Veilchen, aber nicht mehr ganz so penetrant wie noch vor zwei Stunden. Vielleicht hatte sich auch meine Nase in der Zwischenzeit an den Gestank gewöhnt. Gerade als ich den Gedanken weiterspinnen wollte, ob sich vielleicht auch Geschmacksnerven langsam an etwas gewöhnen konnten, wie zum Beispiel an Cointreau, blinkte eine Nachricht auf dem Laptop auf.

Eine E-Mail von WortWeber! Betreff: *Ihr Exposé*.

Mein Herzschlag setzte kurz aus. Mein Schädel wurde heiß, als hätte ich bereits eine ganze Flasche Cointreau intus. Gleichzeitig schaltete sich wie durch Telepathie das Gebläse des Laptops ein. Warum hatte der liebe Gott so eine Funktion nicht auch für uns vorgesehen? Vielleicht in einer lautlosen Variante. Ich holte mir ein weiteres Glas kaltes Wasser aus dem Kühlschrank und trank es leer, bevor ich es wagte, die E-Mail zu öffnen.

Sehr geehrter Herr Schwarz,

Ha! Cool! Die Charlie-Strategie hatte tatsächlich geklappt!

ich will erst gar nicht um den heißen Brei herumschreiben. Ihr Exposé hat mich in jeder Hinsicht überzeugt. Der Plot klingt spannend. Ihre Sprache, diese schnörkellose Ausdrucksweise, könnte schöner nicht sein. Und so viele originelle Metaphern bereits im ersten Kapitel, Chapeau! Ganz besonders neugierig macht mich diese exzentrische Idee mit dem geschlechtsneutralen Touch. Sehr vielversprechend. Bin gespannt, wie Sie das umsetzen.

Schicken Sie mir doch das ganze Manuskript und eine

*etwas aussagekräftigere Kurzbiografie. Ihre akademische Ausbildung in Ehren, aber so etwas interessiert die Leser nicht wirklich. Schön wäre es, wenn Sie vielleicht ein ausgefallenes Hobby hätten oder exotische Länder gesehen haben, so etwas in der Art.
Wir freuen uns auf Ihr Manuskript!*

*MfG
C. Kross*

Wie in Trance tippte ich sofort eine Antwort. Eine bewusst männliche. Kurz. Bündig. Selbstbewusst.

Sehr geehrter Herr Kross,

*es freut mich, dass Sie Gefallen an meiner Idee gefunden haben und von ihrer Umsetzbarkeit genauso überzeugt sind wie ich.
Anbei das Manuskript. Die Kurzbio wird nachgeliefert.*

*MfG
Charlie Schwarz*